



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von den Künsten und der Kunst

Pinder, Wilhelm

Berlin [u.a.], 1948

Zeitbetontes und Organisches

urn:nbn:de:hbz:466:1-41790

er ereignisreich ist. Die Macht der Zeit wächst mit ihrer Bedeutung als Erlebnisträger. Je stärker ein Wesen durch Erlebnisfolgen als eingeborenen Zug gekennzeichnet ist, desto deutlicher ist es also zeitbetont. Ton und Symphonie sind es, Felsen und Pyramide sind es nicht — wobei wir uns um die innere Bewegung der Moleküle nicht zu kümmern brauchen; sie ist zwar in allem vorhanden, was überhaupt da ist, aber sie ist so wenig wahrnehmbar für das natürliche Erleben, von dem alle Kunst ausgeht, wie die schnelle Bewegung, die uns samt unserem ganzen Planeten dauernd um die Sonne wirbelt; beides ist für die Kunst gleich unerheblich.

Ein Gegensatz besteht demnach schon innerhalb der Zeit selber zwischen dem lediglich Ausgedehnten — Zeit als Dauer — und dem Gegliederten — Zeit als Gestalt. Er besteht zwischen Ausdehnung und Gestaltung überhaupt; er besteht aber auch zwischen Raum und Zeit. Raum ohne Zeit — uns unvorstellbar, nur denkmöglich — wäre reiner Zustand, tote Ruhe, und somit das Gleiche wie ereignislose Dauer; auch diese hieße für das Erlebnis gerade: keine Zeit. Geschehen erst trägt die Zeit heran, Zeit erst trägt das Geschehen heran, dessen alles höhere Leben bedarf.

Zeitbetontes und Organisches

Nach Gegenständlichkeit und Ereignishaftigkeit kann man die verschiedenen Arten der Künste voneinander absetzen. Dazu brauchen wir eine Unterscheidung des Räumlichen und des Zeitlichen, und wir können sie von

daher nehmen, wo sie nun allerdings zugleich Wertung ist — wenn wir nur nicht vergessen, daß es uns allein um die Unterscheidung geht. Der alte fruchtlose Wettstreit der Künste darf dabei nicht wiederkommen. Wir fragen hier lediglich, wie wir gegenüber Erscheinungen der Natur verfahren, und wir behalten nichts als die Unterscheidung der Art. Was wir aber in der Natur als „höher“ bewerten, das ist das mehr Zeitbetonte. Das Ergebnis ist an sich kein anderes, als jenes der Naturwissenschaften. Diese berechnen das „Höhere“ zuletzt ja doch nach der jeweils feineren Gliederung, damit nach der immer engeren Verbindung des Ganzen mit seinen Teilen, damit auch der immer höheren gemeinsamen Verletzlichkeit von Ganzem und Teilen. Streit gibt es wohl nur darüber, auf welche Lebewesen diese Bedingungen zutreffen und in welchem Grade.

Solche Gradunterschiede gibt es auch innerhalb der einzelnen Werke, auch der einzelnen Stile jeder Kunst, und schon deshalb können sie keine Wertung der Künste selber bedeuten. Aber wir merken uns den Unterschied der Art. Was wir in der Natur das Organische nennen, das ist jedenfalls stärker zeitbetont als das Anorganische. Wir empfinden Naturerscheinungen um so höher, je mehr Schicksal und Charakter sie haben und je mehr Leistungen sie vollbringen: Atmung, Stoffwechsel, Jugend und Alter, Werden und Vergehen, Kämpfe des Lebens bis zur Bewußtheit in Glück und Schmerz. Alles Organische ist in unserem Sinne stärker zeitbetont als das Anorganische. „Zeitbetont“ ist hier gleich „leistungsbetont“. Das Leben ist

zeithaft, alles Wirken ist zeithaft. Es ist also das Organische, das wir auch unbewußt an den ständigen Veränderungen erkennen, welche die Zeit an dem Ganzen einer Gestalt und ihrer inneren Zusammensetzung hervorbringt. Allem Organischen ist Erlebnisfolge als notwendiger Wesenszug eingeboren.

Räumliches und Zeitliches

Es scheint, mindestens auf weiten Strecken, geradezu eine Art umgekehrten Verhältnisses zwischen Massigkeit und selbsteigener Beweglichkeit zu walten, zuletzt zwischen Raum und Zeit. Raum und Zeit sind freilich der neuesten Physik fragwürdig geworden, weil sie hinter und unter unser Leben taucht; für den erlebenden Menschen gelten sie durchaus. Es gibt allbekannte Beispiele schon aus den einfachsten Grundlehren der Physik. Pythagoras hat an seinem Monochord (der über einen Resonanzkasten gespannten einen Saite) festgestellt, daß die verschiedene Länge der Saite die verschiedene Tonhöhe bedingt. Darauf beruhen u. a. die akustischen Gesetze des französischen Minoriten Mersenne (1635 und 1648). Das eine besagt, daß die Schwingungszahlen zweier sonst gleicher Saiten sich umgekehrt verhalten wie ihre Länge (je kürzer die Saite, desto höher, das heißt an Schwingungen reicher, desto zeitreicher ist also der Ton). Ein anderes besagt, daß der dichtere Stoff, auch die größere Dicke einer Saite, den tieferen Ton ergibt (je mehr Stoff und Raum, desto geringer also die Kraft des Zeitlichen, die Schwingungszahl). Ebenso schwingen kürzere Pendel schneller als längere. Man